

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Danke — es ist mir wirklich ganz gleich, wo Sie mich unterbringen, Fräulein Magri — aber Sie hören sich wohl lieber Fräulein Marga nennen? Die altväterliche Rufform ist Ihnen offenbar nicht genehm?“

Sie hörte den Spott aus seinen Worten, da sagte sie schroff:

„Sie brauchten sich den Kopf hierüber überhaupt nicht zu zerbrechen, wenn Sie mich nennen würden, wie es mir zutame.“

„Gnädiges Fräulein also!“

„Das wäre wohl in der Tat das Passendste — wäre nicht diese Umgebung hier.“

Es zitterte aus ihrem kalt ablehnenden Ton doch leise etwas Wunder. Forschend sah er auf das verfeinerte, schöne Geschöpf und begriff plötzlich: ihr Stolz litt schwer unter dieser ihr aufgezwungenen Rolle der Wirtstochter. Da erwiderte er eruster:

„Sagen wir denn: Fräulein Reusch. Das trifft wohl das Richtige.“

Sie trat indessen zum Fenster und ließ frische Luft hinein.

„Es war lange geschlossen,“ sagte sie wie zur Entschuldigung. Er aber antwortete nichts, sondern verfolgte nur ihre Bewegungen, wie sie jetzt mit erhobenem Arm die verschobenen Gardinen wieder ordnete. Schön war sie geworden — ganz ohne Frage. Und dieses Rässige, Stolze an ihr! Wo hatte sie das nur hergenommen?

Er stellte sich das halbwüchsige, schmale Ding vor, als das er sie gesehen — damals, als er vor zehn Jahren das letzte Mal hier gewesen in den Ferien, noch als Student. Freilich, ein paar Augen hatte sie schon damals gehabt. Augen, in denen tausend Teufelchen ihr Wesen trieben. Und plötzlich schoß ihm eine Erinnerung auf. Herrgott ja — daß ihm das erst jetzt wieder einfiel.

Damals am letzten Tag auf der Kirme! Es war lustig zugegangen — so die richtige Vorluststimmung — da hatte er auch sie, den Dackfisch noch im halblangen Kleidchen, in einer ausgelassenen Laune zum Tanz geführt. Weil ihn diese dunkeln Augen aus der Ecke der Halbflüggen her gar zu begehrlieh verfolgten — ihn, den flotten Studio, der der beliebteste und vornehmste Tänzer gewesen auf dem ganzen Fest. Und das kleine Ding hatte getanzt, sich in seinen Arm geschmiegt — ganz warm war's ihm dabei geworden. Da war's denn geschehen: Wie er sie wieder zurückführte aus dem Tanzzelt zu ihrem Platz, da hatte er sie auf dem Wege im Dunkeln plötzlich an sich gezogen, ihren Mund gesucht. Und sie hatte sich nicht sonderlich gesträubt. Im nächsten Moment aber war sie ihm entschlüpft.

Dies kleine Abenteuer stand ihm jetzt wieder so lebendig vor der Seele, wie er sie so sah am Fenster mit den schlanken, geschmeidigen Gliedern.

Ob auch sie wohl noch an jenes Erlebnis denken mochte? Und wenn — mit welchen Empfindungen? Verleugnete jetzt die kühl beherrschte Dame den wilden Dackfisch von damals?

Sein Auge hing an ihr, auch nur, wo sie sich unerwartet umwandte. Jetzt trafen sich ihre Blicke, und — war es ihm nur so, oder kam da in ihr Auge unter seinem Forscher plötzlich ein unsicheres Flirren — wie erinnerungsbewußt.

Aber doch wohl nur eine Täuschung, denn Marga Reusch fragte wieder ganz mit ihrem selbstsicheren, zurückhaltenden Tone:

„Also, Sie nehmen die Zimmer?“

Er bejahte mit einem Kopfnicken und folgte ihr dann wieder hinab ins Gastzimmer.

Doch man blieb dort nicht mehr lange zusammen. Doktor Herling zog seine Uhr und erhob sich.

„Gleich eins — da muß ich heim. Aber weißt du was?“ wandte er sich an Bertsch: „Komm mit zu Tisch.“

„Wie — du bist verheiratet?“

„Nein, nur eigene Wirtschaft.“

„Gott sei Dank — ich bin nämlich als Tafeldekoration nicht sonderlich zu gebrauchen.“

„So verwildert da draußen? Also höchste Zeit, daß du wieder in gute Hände kommst. Nun kommst du hier ja auch umschau halten unter den Töchtern des Landes, als wohlbestallter Herr Direktor.“

Bertsch lachte.

„Ich glaube, da habe ich Wichtigeres zu tun.“

Marga Reusch, die mit ihrem Bruder und Steinsiefen abseits am Fenster stand und wie von ungefähr herübergesehen, ließ den Blick langsam wieder abgleiten — ganz Gleichgültigkeit.

„Stolz lieb ich den Spanier!“ zitierte Doktor Herling und griff nach seinem Hut. „Na, wir können das Thema ja zu Hause weiterspinnen.“

„Ich weiß noch nicht —“ Bertsch warf einen Blick zum Fenster —, „ich hatte mir das Essen bereits hier bestellt.“

„Ach, das läßt sich schon noch rückgängig machen, nicht wahr, Fräulein Marga?“

Das Mädchen nickte nachlässig zurück.

„Selbstverständlich.“

„Also komm!“

Ein kurzer Abschied, namentlich kühl von Steinsiefens Seite, dann waren die Freunde draußen. Da wandte sich Bertsch an den Doktor.

„Du — was ist das eigentlich mit dem Steinsiefen. Der tut ja wahrhaftig, als wär' er jemand.“

„Ja, dem ist das Glück in den Schoß gefallen — wirklich sozusagen im Schlaf. Weißt ja, er war immer ein Schlummerkopf. Hat's daher nie zu was Neuem gebracht.“

Aber vor zwei Jahren, wie er da mal oben im Wald rumbummelt und von gottweishwas träumt, stolpert er über einen Stein, und wie er sich den Schaden besieht, ist's der schönste Basalt. Hat der Glückspilz einen kolossalen Steinbruch entdeckt, von dem kein Mensch eine Ahnung gehabt, in allernächster Nähe des Orts!"

„Wo?“ Und Bertsch blieb stehen.

„Droben auf dem Jägerkopf.“

„Und der Bruch ist wirklich ergiebig?“

„Enorm, er kann ihn nur nicht genügend ausnützen. Zu wenig Abnehmer hier in der Gegend. Aber er könnte fünfzig Waggons den Tag und mehr liefern.“

„Ausgezeichnet!“ In Bertschs hellen Augen blühte es auf, überlegen. „So werde ich also ein gutes Geschäft machen mit dem Schlummerkopf — sobald's so weit ist.“

Und sein Technikerblick lag prüfend drüben auf dem Hang, schätzte Distanzen und Gefälle ab, berechnete und konstruierte, und sah bereits die künftige Drahtseilbahn zur Grube hin mit den hoch durch die Luft schwebenden Förderkörben — in unermüdblichem Kreifen.

„Was sagst du übrigens zu der Magri?“ Rang es jetzt von seinem Begleiter herüber. „Hat sich rausgemacht, das Mädel — was?“

Irgend eine zustimmende Bewegung bei Bertsch; seine Gedanken waren noch immer bei dem Basaltbruch.

„Aber sie weiß auch, was sie wert ist. Der Steinsiefen wird keine Seide bei ihr spinnen.“

Bertschs Blick lehrte langsam von der Höhe drüben zurück.

„Steinsiefen — so? Hat der Absichten mit ihr?“

„Na, das hättest du doch schon merken können!“

„Und sie?“

„Es wird ihr schließlich wohl nichts anderes übrigbleiben. Sie hat ja keine Wahl hier. Der Alte hat ihr im Grunde einen recht schlechten Dienst erwiesen, als er sie nach Wiesbaden ins Pensionat geschickt hat. Nun ist sie zu schade für die Bauern hier.“

Bertsch nickte. Dann fragte er nach einer Weile gerade heraus: „Warum heiratest du sie nicht?“

„Ich — daß mich Gott bewahre!“

„So bange?“

„Ich will doch meine Ruhe haben, wenn ich mal heirate.“

„Ja freilich!“ Spottete Bertsch. „Die Zipselmütze über die Ohren ziehen und schnarzen! Philister du!“

„Es kann doch nicht jeder ein Heros sein. Uebrigens, wer weiß, ob du selber noch fertig werden würdest mit einem Frauenzimmerchen wie der Magri!“

Gerhard Bertsch lachte nur, aber es ging wie ein Strahlen durch seine starken Glieder. Eine spielende Lust am Kampf und Kräftemessen.

Mit einem leisen Seufzer gewahrte es der Arzt; halb Neid, halb Bewunderung. Dann schob er die goldene Brille zurecht.

„So — da wären wir angelangt bei meiner leuschen Junggefellenklaupe.“ Und er öffnete die Haustür. „Tritt ein, Geraklde, über die Philisterschwelle!“

*

Gerhard Bertsch schritt unten auf der zehnten Sole durch das Dunkel der Straße. Die schweigende Nacht der Tiefe umging ihn. Nur das spärliche Licht der Grubenlampe wies seinem Fuß den Weg, vorüber an den gähnenden Schlingen der Sturzollen.

Bertschs Schritt, der sonst stets vorwärts brängte in treibender Tatkraft, hatte heute etwas Jügerndes, und der Kopf hatte sich ihm gesenkt. In Gedanken wenig froher Art.

Die Reise nach Köln, von der er soeben heimgekommen, hatte ihm noch immer nicht die Entscheidung gebracht. Wohl hatte auf der Landesbank das Gutachten des Sachverständigen über das von ihm festgestellte Erzvorkommen befriedigt. Man war unten auf der zehnten Sole hinter einer Lieberschiebung im Gebirge, vor der bisher stets halt gemacht worden war, auf sein Betreiben weiter vorgebrungen und hatte einen ungewöhnlich mächtigen Erzgang angefahren, der offenbar identisch war mit dem wertvollsten und ergiebigsten des alten Abbaufeldes. Aber man hegte trotzdem auf der Bank Bedenken, beim dieser Gang

markscheidete mit der Nachbargrube, dem Erbstollen. Rechtsschwierigkeiten waren von dort zu befürchten. „Sobald die Sache auch nach dieser Richtung einwandfrei geklärt ist, sind wir für Sie zu haben, vorher aber — nichts zu machen!“ Mit diesem Bescheide des Bankleiters hatte Bertsch abreisen müssen. Das war das ganze Ergebnis der vier Tage in Köln gewesen, auf die er so gebaut hatte. Volle Verwirklichung seiner Pläne hatten sie ihm bringen sollen, und nun das!

Diese traurigen Bankmenschen! Kalte Rechenmaschinen. Wenn er ihnen doch von seinem verzehrenden Drang zur Tat, von seinem unerschütterlichen Vertrauen zur Sache etwas in die verschrumpften Aern hätte gießen können. Nur frisch zupacken, und man hatte gewonnen Spiel hier. Aber fing man's so an, wie die in Köln, kam man vor lauter Uebervorsicht und Rückendeckung erst gar nicht zum Angriff, dann ließ man ja den andern Zeit, einem vorzukommen. Es wurde gerade schon genug geredet im Grunde von seinem Vorhaben. Da mußten ja selbst Schlafmützen die Augen einmal aufgehen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hessens vergangenen Tagen.

Vortrag, gehalten von Stadtv. Dr. Ebel in der Festigung der Stadtverordneten vom 29. September.

Der gegenwärtige Augenblick, in dem unsere ganze Aufmerksamkeit, unsere ganze Seele gefangen genommen ist von den Geschehnissen des Tages, scheint wenig geeignet, uns rücksehend zu versenken in vergangene Zeiten. Wenn wir mitten in einem Kampfe von unerhörter Ausdehnung und unerhörten Opfern, wie ihn die Geschichte noch nicht aufgezeichnet hat, in einem Kampfe, in dem alle fünf Weltteile Streiter ohne Zahl und gewaltiges Kriegsgerät aussenden, um ein einziges Volk zu vernichten, unsere Blicke lenken in die Tage, deren Gedächtnis wir heute erneuern, dann wollen uns diese Ereignisse, so blutig und bedeutungsvoll für unsere engere Heimat sie waren, vielleicht klein und unbedeutend erscheinen, kaum wert, daß man sich ihrer erinnert. Und dennoch wird uns eine solche Betrachtung auch in dieser schweren Zeit Befriedigung gewähren können. Sie wird uns mit Stolz erfüllen auf die Tüchtigkeit unseres Hessenvolkes, das in Treue zu seinem Fürstenhause ihm mit Leib und Leben geholfen hat, eine die Jahrhunderte überdauernde dem Lande Glück und Segen gewährende Herrschaft aufzurichten, mit Stolz auf die Tüchtigkeit unseres Stammes, der allen Wecheln des Geschicks zum Trotz sich auch aus den Zeiten tiefster Not immer wieder mit zäher ungebrodener Kraft erhob, um inmitten des deutschen Kulturvolkes einen Staat zu bilden, den heute als wertvollstes Glied des Reiches niemand missen mag. Und mit Genugthuung dürfen wir den Wechsel der Verhältnisse empfinden. Damals das Land von Parteilungen zerrissen, fast fortwährend vom Lärm der Waffen erfüllt, der Bürger nicht sicher seines Gutes und seines Lebens. Heute kämpft Deutschlands geeinte Macht gegen die Heere der ganzen Welt, und dennoch leben wir in der Heimat nicht viel anders als im tiefsten Frieden.

Noch andere Fäden verknüpfen für uns Hessen das Einst und Jetzt. Das Fürstenhaus, das den hessischen Staat schuf und heute noch Hessens Thron ziert, hat seinen Ausgang genommen vom Lande Brabant. Lange dem Reich entfremdet ist diese Grenzmark heute durch deutsches Blut erobert, und hessische Landeskinder halten die Wacht im Stammland ihres Fürsten. Werden hier Hoffnungen wach, daß sich auf's neue binde, was einst gelöst ward? Noch ist es zu frühe, davon zu sprechen!

*

Wenn wir die Bedeutung des Ereignisses, dessen Andenken wir heute feiern, richtig verstehen wollen, müssen wir die Entstehung der Landgrafschaft Hessen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein wenig genauer betrachten.

Am Anfang der eigentlichen hessischen Geschichte steht ein Fürst, der bis zum Auftreten Philipps des Großmüthigen der tüchtigste und zugleich der vollständigste Herrscher geblieben ist: Heinrich I., das Kind, von Brabant.

Wer war der Fürst und welches war das Gebiet, das er zum Staate zusammenzufassen unternahm? Beginnen wir mit dem Land!

Im Anfange des 12. Jahrhunderts finden wir große Teile des Oberlahngaus, der sich am Oberlauf der Lahn bis in unsere Gegend erstreckte, und des fränkischen Hessengaus, des Gebietes an Eder, Schwalm und Fulda, im Besitz zweier mächtiger Grafenhäuser, des Bernerischen und des Sisonen. Graf Giso IV., dessen Güter hauptsächlich im Oberlahngau lagen, eroberte 1121 die im Hessengau gelegenen Besitzungen des letzten Grafen Werner, starb aber im folgenden Jahre selbst als der letzte seines Hauses. Seine gesamte Hinterlassenschaft ging auf den Gemahl seiner einzigen Tochter, Ludwig III. von Thüringen, den wäteren ersten

Landgrafen, aber. Seitdem bildete diese Erbschaft bis zum Jahre 1247 einen mehr oder minder selbständigen Teil der Landgrafschaft Thüringen, sie war ihr mehr in Personalunion verbunden, als tatsächlich einverleibt. Dieses Verhältnis sprach sich schon in dem Umfange aus, daß das ganze Gebiet, das Land der alten Chatten, das Land zu Hessen, unter der Oberhoheit der Landgrafen meist den zweitgeborenen Söhnen der Ludowinger als Herrschaft überwiesen wurde, aber jedesmal nach dem Tode eines solchen Statthalters an die Hauptlinie zurückfiel. Diese zweitgeborenen Prinzen trugen alle den Namen Heinrich und den Beinamen Raspe, und wurden, wenn sie in die hessische Herrschaft eingesetzt waren, comites Hassie, Grafen von Hessen genannt.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts neigte sich das Haus der Ludowinger seinem Ende entgegen. Im Jahre 1227 war Landgraf Ludwig, der Gemahl der heiligen Elisabeth, im Begriffe mit Kaiser Friedrich II. nach dem heiligen Lande aufzubrechen, in Otranto in Apulien an einer verheerenden Seuche gestorben. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Hermann II., dem er für die Zeit der Minderjährigkeit seinen zweiten Bruder Heinrich Raspe als Vormund gesetzt hatte, denselben, der 20 Jahre später als Gegenkönig Friedrich II. auftreten sollte. Heinrich, eine Persönlichkeit unstrittener Charakter, ließ den jungen Hermann niemals zur Herrschaft gelangen. Er behielt auch nach dessen Großjährigkeitserklärung Titel, Rang und Herrschaft des Landgrafen in Händen und überließ dem Neffen nur die Grafschaft Hessen, die eigentlich ihm selber zugekommen wäre. Etwas späteren Konflikten überhob ihn der Tod des fränkischen Jünglings, der neunzehnjährig 1242 ins Grab sank. Außer der Befriedigung seiner Lust am Herrschen hatte Heinrich nichts gewonnen, denn trotz dreimaliger Ehe starb er bereits nach fünf Jahren kinderlos. Der Mannesstamm der Ludowinger war mit ihm erloschen, die thüringische Erbschaft war eröffnet.

Als Bewerber traten zwei Enkel Landgraf Hermanns I. auf. Der eine, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen, hatte als Tochtersohn das bessere Recht für sich und darauf gestützt auch bereits 1243 eine Eventualbelehnung auf Thüringen vom Kaiser erhalten. Ihm gegenüber im Nachteil war die Tochter Ludwigs und der heiligen Elisabeth, Sophie, die zweite Gemahlin Herzogs Heinrich von Brabant.

Heinrich II., der Großmütige, Herzog von Lothringen und Brabant, Markgraf von Antwerpen, führt sein Geschlecht in ununterbrochener Ahnenreihe zurück auf Giselbert Graf im Maaßgau, der um die Mitte des 9. Jahrhunderts als Tochter des Kaisers Lothar I. emigrierte und zu seiner Gemahlin machte. Durch seine Stammesmutter aber kann er seinen Ursprung von Karl dem Großen und den Pippinen herleiten. Das Haus Brabant ist das älteste der deutschen, das zweitälteste aller europäischen Fürstengeschlechter.

Heinrich III. und Sophiens Sohn war Heinrich das Kind, in dessen Interesse der Herzog die Ansprüche seiner Gemahlin auf das Erbe der thüringischen Landgrafen geltend machte. Unmittelbar nach dem Tode Heinrichs Raspe begab er sich im Mai 1247 in den Oberlahnau und durchzog Hessen bis nach Hersfeld, Besetzungen anknüpfend, Schenkungen und Privilegien bestätigend. Kaum in seine Heimat zurückgekehrt, stirbt er im Februar des folgenden Jahres.

Das von dem Gatten begonnene Werk nahm Sophie mit Klugheit, Umsicht und Tatkraft auf, und ihr allein ist es zu danken, daß dem dreijährigen Söhnchen das Erbe gerettet wurde. Ohne Zögern machte sie sich wenige Wochen nach dem Tode des Herzogs auf den Weg nach Hessen, ergriff Besitz und ließ sich huldigen.

Ueber den Umfang ihrer Ansprüche sind wir nicht genau unterrichtet, jedenfalls nahm sie nur Hessen, die Statthaltereien des zweitgeborenen Ludowingsischen Prinzen, sowie die Wartburg mit Teilen der alten thüringischen Erbgrafschaft in Besitz. Die übrigen thüringischen Klode hat sie Heinrich dem Erlauchten von vornherein überlassen. Heinrich hinderte ebenfalls Sophie keineswegs in der Besitzergreifung. Das Verhältnis beider zueinander war durchaus freundschaftlich, so freundschaftlich, daß Sophie, als im Jahre 1250 ihre Anwesenheit in Brabant nötig wurde, dem Markgrafen mit dem Schutz ihres Gebietes auch die Vormundschaft über ihren kleinen Sohn übertrug. Es war der gemeinsame Mainzer Feind, der beide Parteien zusammenbrachte.

Das Erzbistum hatte großen Besitz an Land und Gerechtigkeiten in Thüringen und Hessen liegen. Sofort nach Heinrichs Raspe Tode traf Erzbischof Siegfried seine Vorbereitungen und leitete nun Heinrich dem Erlauchten bei der Uebernahme der Erbschaft ebenso heftigen Widerstand wie der Herzogin. In dem Bestreben, sein in Hessen zerstreut liegendes Land abzurunden und zu einem Territorium zu vereinigen, ergriff er die Gelegenheit, die sich ihm mit dem Aussterben der Ludowinger bot, die hessischen Kirchenlehen, die vielleicht den größten Teil der hessischen Erbschaft ausmachten, einzuziehen.

Heinrich nahm sich der Interessen seines Mündels ehrlich an und wahrte sie zugleich mit seinen eigenen, begünstigt durch Schwierigkeiten, in denen sich Erzbischof Gerhard augenblicklich befand. Im Oktoberte Vergleich vom 16. Mai 1254 setzte er für Hessen durch, daß jeder Streit um die Mainzer Lehen bis zur Volljährigkeit des jungen Landgrafen ruhen sollte. Damit war Zeit gewonnen zur Befestigung der brabantischen Herrschaft in Hessen, die wegen Sophiens Eigenschaft als Tochter der

heiligen Elisabeth im Lande ohnehin vollstämmlich war. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Erbparteien dauerte noch über das Ende der Vormundschaft hinaus an. Es änderte sich erst durch das Eingreifen des Herzogs Albrecht von Braunschweig, der mittlerweile der Schwiegerjohn Sophiens geworden war. Zweifellos hat diese unter seinem Einfluß ihre Ansprüche auf Thüringen gesteigert, die sie in Gegensatz zu dem Markgrafen brachten. Von dessen Seite wurden ihr nunmehr auch Eisenach und die Wartburg streitig gemacht. Diesen Umschwung in den Verhältnissen bemutete Mainz, um die Verfolgung seiner alten Ziele wieder aufzunehmen. Hier war im Jahre 1259 Werner von Eppenstein auf den erzbischöflichen Stuhl gelangt, ein energischer Herr, der in Gegensatz zu seinem Vorgänger Gerhard nicht gewillt war, um des Friedens willen Sophien gegenüber Nachsicht zu üben. Als die Herzogin seinem Verlangen auf Herausgabe der Kirchenlehen keine Folge gab, ging er mit dem Bann gegen sie und den jungen Landgrafen vor, Hessen besetzte er mit dem Interdikt. Für Sophie und ihren Sohn war die Lage bedenklich verändert. Zwar hatte sie den mächtigen Herzog von Braunschweig auf ihrer Seite, aber Mainz und Hessen standen vereint gegen sie, ihr Land war von allen Seiten dem feindlichen Angriff preisgegeben.

Wiedermum wissen wir über die Vorgänge, die sich nun abspielten, nichts Genaueres, aber Sophie, die immer noch die Fäden der Regierung führte, trotz der Großjährigkeit des jungen Heinrich, gewann diplomatische Vorteile über ihren mainzischen Gegner. Es gelang ihr, eine solche Zahl lahnauischer und hessischer Edler zu sich herüber zu ziehen, daß der Erzbischof angesichts der starken Macht, die sie ihm gegenüberstellte, sich zu einem Vergleich entschloß. Der Vertrag kam im Feldlager vor Langsdorf bei Lich zustande, im September 1263.

Ueber die Frage, wer den größten Erfolg hierbei davongetragen hat, sind neuerdings die Meinungen geteilt. Ich glaube aber, daß unter allen Umständen Hessen im Vorteil gewesen ist. Denn wenn auch Hessen die mainzische Lebenshoheit anerkannte und zwei seiner seither freien allodialen Städte, Frankenberg und Grünberg, dem Erzstuhl zu Lehen auftragen mußte, so hat Mainz doch seinen Willen nicht durchsetzen und den Heimfall der Lehen nicht erzwingen können, und gerade darum ging der Streit. Mit einigen Ausnahmen, von denen einzelne Teile auch noch dem Spruch eines Schiedsgerichts unterworfen werden sollten, hat der Landgraf die von ihm beanspruchten Gebiete und Gerechtigkeiten behalten. Im entgegengesetzten Falle wäre seine Sache für alle Zeiten verloren gewesen.

Im Oktober desselben Jahres wurde der Verbündete des Landgrafen, Herzog Albrecht von Braunschweig, bei Wettin von dem Markgrafen von Meissen entscheidend geschlagen und gefangen genommen. Nach fast einjähriger Gefangenschaft mußte er sich zu dem Frieden beugen, den der Sieger diktierte. Dieser Frieden ist zugleich das Ende des thüringisch-hessischen Erbfolgekrieges. Zwar kennen wir nicht die Abmachungen, die zwischen Hessen und Meissen geschlossen wurden, aber das Ergebnis liegt vor: Heinrich von Brabant verzichtete endgültig auf alle Ansprüche auf Thüringen, einschließlich Eisenachs und der Wartburg. Als Entgelt erhielt er einige von Braunschweig an Meissen abgetretene Städte, n. a. Alandorf, Eschwege und Wigenhausen. Von welcher Bedeutung diese Erwerbung für Hessen werden sollte, werden wir sofort sehen.

So war es denn der Herzogin Sophie in einem fast zwanzigjährigen Kampfe geglückt, ihrem Sohn das heimische Erbe zu erkämpfen. Hessen war für immer von Thüringen losgelöst und zu einer selbständigen Grafschaft gewandelt.

Eine selbständige Grafschaft war Hessen, aber staatsrechtlich noch kein Fürstentum. Wohl hatten sich Heinrich und Sophie Landgraf und Landgräfin von Anbeginn an genannt, aber diesen Titel leiteten sie sich nicht von Hessen, sondern von ihrem Stammland Thüringen ab. Ich kann an dieser Stelle nicht auf die staatsrechtlichen Fragen, auch nicht auf Heinrichs Kampf um die Reichsfürstenwürde eingehen, es genüge zu wissen, daß er bis zu dem Punkte, an dem wir stehen, nur Fürstengenosse, im übrigen ein Dynast war, wie andere, ohne herzogliche Gewalt. Erst nach einem Menschenalter, in dem er sich unter fortwährenden Kämpfen mit Mainz die 1263/64 errungene Stellung bestreiten mußte, glückte ihm die Belehnung mit dem Fahnenlehen, die Erhebung in den Reichsfürstenstand durch König Adolf von Nassau am 11. Mai 1292, unmittelbar nach der Thronbesteigung Adolfs. Die Belehnung erhielt er aber nicht auf Grund seiner hessischen Klode, sondern der im Frieden mit Meissen erworbenen Reichslehen Eschwege und Boineburg. Erst unter seinem Enkel Heinrich II., i. J. 1373, wurde die Landgrafschaft Hessen durch kaiserlichen Akt zu einem reichslehnbaren unteilbaren Fürstentum erhoben.

(Schluß folgt.)

Mar Halbe.

(Zu seinem 50. Geburtstag, 4. Oktober.)

Von Peter Damercher.

Vor zwanzig Jahren war Halbe einen Winter lang durch die Gänge des Erfolges der erklärte König der modernen Richtung. Er hatte jenes wunderschöne, einzigartige Werk geschaffen: „Die Jugend“, das plötzlich in der Diktatur des Naturalismus einen

Frühling erblühen ließ. Aber dieses Werk, dieser einmalige, glückliche Wurf, wurde sein Verhängnis. Er blieb der Dichter der Jugend. Und als er's nicht bleiben wollte, als er neuen Zielen zustrebte, stürzte das Publikum den, den es noch gestern erhoben. Die Jugend ist für Halbe eine Hemmung geworden, die auf seine Entwicklung drückt. Etwas wurde in ihm durch diese Dinge gebrochen, das nie mehr heilen wollte. Seine Kraft rang mit jenem Erfolg. Aber er war der Dichter der „Jugend“ und blieb es. Halbes gerade und freie Entwicklung ist ein Opfer seines ersten Erfolges geworden, und zugleich ein Opfer der Zeit, in der er lebte. Prof. Vilmann sagt in seinem Buche über das moderne Drama von der naturalistischen Bewegung der neunziger Jahre: „Sie hat auch das mit dem Sturm und Drang gemein, daß sie ihre Wortführer schnell verbraucht und verschlingt. Es ist ein atemloses Hasten vorwärts, und wer eben die Avantgarde führte, ist morgen im Gros, übermorgen im Hintertreffen.“ In seiner „Insel der Seligen“ läßt Halbe seinen Dr. Wiegand sagen — und dieses Wort klingt wie ein Bekenntnis —: „Lieber Duböth, wir alle von unserer Generation, wir sind grenzenlose Verschwenker gewesen! Wir sind als Revolutionäre und Weltverbesserer auf den Plan getreten! Jedes Geschlecht hat seine Aufgabe zu erfüllen! Unsere war es, Sturm zu laufen und Breche zu legen: daß wir dabei am eigenen Glücke zu kurz gekommen sind, daß wir uns vielleicht vor der Zeit verbraucht haben... kein Wunder!“

Es war Max Halbes Erkenntnis, daß er in eine Atmosphäre gestellt wurde, die seinen naturalistischen Wesen nicht entsprach. Er geriet in ein Tempo, in eine Ueberbürdung, die seine Kraft überspannte und schnell verbrauchte. Peter Hille hat ihn einmal auf die Formel gebracht: „dramatisch geheiztes Wohl“. Er ist eine im Grunde gestrige Natur mit stillen Trümmern, zart und lyrisch, den die Zeit aus sich herausgezungen und mit sich selber in Widerstreit gebracht. Er hat Gegenwartsprobleme in sein Bewußtsein aufgenommen. Aber sein Bestes ist nicht seine Modernität. Was an ihm festsetzt und betriefft, sind Elemente, die eigentlich unmodern sind. Den Erfolg seiner „Jugend“ bedingte nicht der Konflikt in seinem Anknüpfen an zeitliche Probleme. Er wurde hervorgehoben durch das eigentlich Poetische des Wertes; durch die Stimmung, die um das tragische Liebesidyll weht. Und wo Halbe reiner Stimmungsdichter ist, Lyriker, Dichtler, ist er wunderbar und von besondern Reiz. Seine besten Dramen leben von diesem Element. Schon im „Eisgang“, der soziale und psychologische Konflikte mit einer Naturalistatrophe in symbolische Beziehung bringt, ist dies zu sehen. „Mutter Erde“ ist ganz eingetaucht in den Duft der Scholle, der den Heimkehrenden betört und betäubt. Im „Strom“ singt das Wasser seinen brandenden Sang in das Leben der Menschen hinein. Das Beste in Halbe sind diese lyrischen Elemente, und er ist stark, wo die Heimat in ihm spricht. Er ist im Grunde ein Mensch der Scholle, den das moderne Leben entwurzelt hat, und der nun keine neue Verwurzelung findet.

Dies zeigt sich auch in der Wahl seiner Konflikte und in seiner Menschengestaltung. Immer wiederholt sich der Konflikt zwischen Heimat und Fremde, zwischen Altem und Neuem. Im „Eisgang“ ist es die Loslösung von der Scholle. Im „Mutter Erde“ zieht der Boden den heimatischen Blüchtling wieder an sich. In den „Heimatlosen“ spricht der Dichter Gericht über die von ihrem Boden in die grundlose Großstadt Verdrängten. Im „Haus Rosenhagen“ zeigt er das Erwachen des Bewußtseins und den Kampf um die Scholle. Seine Menschen aber sind fest konturiert, plastisch und lebendig, soweit sie Menschen ihrer Erde sind; wo sie fest auf dem Boden stehen, in einer Luft, die mit ihnen eins ist, während seine modernen Menschen schemenhaft bleiben. Sie sind kurzlos, und so vermag er sie in ihrem innersten Wesen nicht zu fassen.

Drei Bestandteile seiner Seele schaffen in Halbe die Problematik seiner Erscheinung: die Heimat, die das Gestern ist und die moderne Großstadt, die das Heute bedeutet. Sie geben seiner Erscheinung das Schwankende, Lastende. Aber sie geben ihr auch den eigenen, schmerzlichen, schwermütigen Reiz, der über seinen besten Sachen liegt; sie geben ihr den Ton, die Stimmung.

Vermischtes.

* Betten aus Zeitungspapier. Der Krieg hat schon so manchen guten Gedanken entstehen lassen, aus dem man im Frieden nie gekommen wäre. Es ist eine Großtat deutschen Weizens, daß an seiner praktischen Anpassungsfähigkeit und nie versagender Erfindungsgabe alle schändlichen Pläne unserer Feinde zerschellten. Das ist im Kleinen so wie im Großen. Das Neueste in dieser Hinsicht sind „Betten aus Zeitungspapier“. Freilich, nicht um weiche Tannen für verrottete Nadeln handelt es sich dabei, sondern um einen Ersatz für den notwendigen Bestandteil des Soldatenbettes: das Stroh. Wo Stroh fehlte, hat man sich bisher, um den müden Gliedern unserer Krieger eine halbwegs weiche Lagerstatt zu bieten, mit Holzspalle beholfen; aber auch diese ist nicht immer zu haben und tut anderwärts gute Dienste. In der nächsten Zeit wird nun das Stroh weniger reichlich als bisher zur Verfügung stehen. Wir haben eine verhältnismäßig stroharme Ernte gehabt. Der Roggen

stond nicht hoch und die Gerste gibt noch weniger an Stroh aus. Was da ist, wird zum größten Teil als Futter Verwendung finden. Nun heißt es, sich bei Zeiten nach einem guten, gefunden und in großer Masse vorhandenen Ersatz umsehen, damit die Bettfäcke unserer Soldaten nicht immer magerer und dünner werden und schließlich an Schwindsucht ganz dahinstehen. Und da bietet sich als ganz vorzüglicher Ersatz ein von uns trotz aller im Kriege erlernten Sparjamkeit noch nicht genügend gewürdigtes Hilfsmittel dar: das Zeitungspapier. Die Engländer haben den praktischen Wert dieser gewaltigen Menge mit Druckerschwärze bedeckter Blätter, die wir achlos beiseite werfen, schon lange erkannt. In der Spitze vieler englischer Zeitungen liest man die dringende Aufforderung, das Papier sorgfältig aufzuheben und da und dort abzuliefern. Das Gleiche soll nun auch bei uns geschehen, damit unsere Soldaten in diesem Winter weicher gebettet werden können. Durch eine kriegsministerielle Verfügung ist, wie wir hören, die Anregung gegeben, alles Zeitungspapier, soweit es in den Haushaltungen entbehrlich ist, zu sammeln und den Garnisonverwaltungen der einzelnen Städte und Bezirke zu übergeben. Das Zeitungspapier dient dann, in Schnitzel zerschnitten, als Ersatz für Lagerstroh; mit den Schnitzeln werden die Bettfäcke gestopft. Unsere Krieger erhalten dadurch eine weniger harte und vor allem gesunde Lagerstätte, denn das lästige Ungeziefer, das im Stroh gern Unterschlupf sucht, meidet ja glücklicherweise das Papier. Also: Ihr Hausfrauen, und alle, die ihr ein warmes Herz für unsere Soldaten habt, hebt jedes Stückchen Zeitungspapier auf und liefert es an die Garnisonverwaltungen ab! Ihr helft dadurch mit, daß unsere Krieger nach den Mühen und Anstrengungen des Tages eine hygienisch einwandfreie und gute Lagerstatt finden, um auszuruhen und neue Kräfte für die heilige Sache des Vaterlandes zu sammeln!

* Amulette bei den Türken. Diese werden ziemlich allgemein als Schutzmittel gegen den bösen Blick getragen, dessen Wirkungen in südlichen Ländern gefährlich sind. Kindern insbesondere soll der böse Blick schädlich, ja tödlich sein können. Keine Mutter bringt ihr Kind ins Freie ohne Schutz hiergegen, d. h. ohne Talisman oder Amulette. Die türkische Legende führt den Talisman auf die Zeit Mohammeds zurück. Die Talismane sind von verschiedener Größe. In der Regel sind es abgerundete, vieredrige Plättchen von hartem Stein, Achat, Carneol, Jaspis usw. mit einem Vamprich, der meistens auf Allahs Nacht, Güte und Hilfsbereitschaft sich bezieht. Die besondere Wirkung eines Talismans hängt von der Heiligkeit der Inschrift ab, oder er muß einem heiligen Scheich gehört haben oder aus Mekka gekommen und dort an dem schwarzen Stein der Kaaba gerieben sein. Ein wirksames Mittel gegen den bösen Blick soll der Maun abgeben, und gar oft wird ein kleines, glattes Stück, mit Quasten verziert, oben an der Mähe des Kindes befestigt. Auf dieselbe Weise und zu demselben Zweck wird eine Quaste mit kleinen Muscheln und Kügelchen gebraucht. Kamele und Pferde tragen stets eine Schnur mit Glaskügelchen, Muscheln oder Steinchen um den Hals als Schutz gegen das böse Auge. Dergleichen Hieraten sollen offenbar den Blick auf sich lenken und auf diese Weise bewirken, daß der Gegenstand, den sie zu schützen bestimmt sind, der Beobachtung und dem Neide entgeht. Jedenfalls hält die türkische Mutter ihr Kind, das sie mit Amuletten geschmückt hat, gefeit gegen alles Unheil. Der Fremde täte nicht gut daran, ein hübsches Türkenkind aus nächster Nähe freundlich anzuschauen oder zu bewundern. Entschlüpft ihm gar der unvorsichtige Ausruf: „No Güzel tchohdshuh!“ (Welch süßes Kind!), so muß er, um das angestiftete Unheil zu mildern, entweder das Kind anspudden oder mindestens ein Maschallah (wie Gott will) ausrufen. Nimmt der Türke das Kind eines anderen auf den Arm, so sagt er: „Im Namen Gottes des Allbarmerzigen, des Erbarmers“. Hiermit soll alle bösen Einwirkungen beschworen.

Büchertisch.

— Kürschners Bücherschatz. Der neueste, soeben erschienene 1927. Band der Sammlung bringt einen überaus fesselnden und spannenden Roman von Wilhelm Berger „Ebbe und Flut“, der mit vollem Recht unter die besten Schöpfungen des bekannten Erzählers einzureihen ist. Bei dem billigen Preise von 20 Btg. wird sich auch dieser Band von „Kürschners Bücherschatz“ viele Freunde erwerben und namentlich viel an unsere im Felde stehenden kämpfenden Truppen gesandt werden.

Geographisches Verschiebrästel.

Sachsen — Berlin — Leitmeritz — Troppau — Wels
— Posen — Mannheim.

Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Alpenpasses ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Verschiebrästels in voriger Nummer:
Bei gutem Wind ist leicht zu lesen.